

# **„HABSBURGISCHE SPUREN“ IM LEBEN UND WERK PAUL CELANS**

**Anna-Dorothea Ludewig**

Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam

---

aludewig@uni-potsdam.de

**DOI:** 10.35923/AUTFil.61-1.09

## **„Habsburg Traces“ in life and works of Paul Celan**

As was to be expected, the question of the meaning of ‘Habsburg’ for Paul Celan is complex. The place of its origin – Chernivtsi – belonged to Austro-Hungary until 1918, with the end of the First World War the city became Romanian, so Celan was – formally – born in Romania; later he experienced the temporary (1940/41) and long-term (from 1944) Sovietization of Bukovina. A (not only) biographical self-localization can be found in the so-called Bremer Rede (1958), in which the poet introduces himself as someone coming from an unknown landscape, a “province of the Habsburg monarchy that has now fallen victim to history.” Subsequently, the cultural structure of the Habsburg world retains for Celan – although born after the disintegration of the multi-ethnic state – a sense of belonging. He understood “Kakanien” (Musil) as an integrative structure and thus as a counter-image to nationalistic and fascist tendencies, whose multilingual, transcultural and interdenominational elements influenced Celan’s works.

In this context, ‘Habsburg’ can be read as a synonym for a cultural-literary affiliation that undermines (political) boundaries and dividing lines and thus forms a counter-image to the reality of the Cold War.

**Keywords:** *Habsburg; Czernowitz; self-localization; belonging; mother tongue.*

## Mythos Habsburg

Die Frage nach der Bedeutung des ‚Habsburgischen‘ für Paul Celan ist – wie nicht anders zu erwarten – vielschichtig. Der Ort seiner Herkunft – Czernowitz – gehörte bis 1918 zu Österreich-Ungarn, mit dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde die Stadt rumänisch, Celan wurde also – formal – in Rumänien geboren; später erlebte er die vorübergehende (1940/41) und langfristige (ab 1944) Sowjetisierung der Bukowina. In dieser geopolitisch aufgeladenen Stadtgeschichte liegt auch die Wurzel für Celans Vielsprachigkeit, die wiederum zentral war für seine Dichtung und insbesondere für seine Übersetzungsarbeiten, die einen eigenständigen Teil seines Werkes ausmachen. Tatsächlich gehörte Czernowitz zum Zeitpunkt von Paul Celans Geburt also nicht mehr zum Habsburgerreich, ohnehin hatte letzteres mit dem Ende des Ersten Weltkriegs überhaupt zu existieren aufgehört. Der junge Celan, damals noch Antschel, wuchs dennoch in einer Umgebung auf, die durchzogen war von Hin- und Verweisen auf die Vergangenheit, eben jenen ‚Habsburgischen Spuren‘, die, wie Claudio Magris es in Bezug auf Trieste ausdrückt „zu einem wesentlichen Teil [der] Realität geworden war[en]“ (Magris 2000: 15).

Bevor die Bedeutung des ‚Habsburgischen‘ für Paul Celan und seine Dichtung näher betrachtet werden kann, sollen zunächst der Begriff und seine Bedeutungsgeschichte beleuchtet werden. Während die Bukowiner Jüdinnen und Juden „[i]m Zusammenbruch der Habsburgermonarchie [...] den Untergang einer Welt gesehen [hatten]“ und die „österreichische Tradition“ weiterführten und -lebten (Chalfen 1979: 18), wurde das Ende der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie von etlichen Teilen bzw. Kräften des nunmehr ehemaligen Vielvölkerstaates als Abschluss einer Unterdrückungsgeschichte und Beginn einer neuen nationalstaatlichen Souveränität begrüßt. Die Nostalgie jüdischer Bukowiner\*innen war also keineswegs selbstverständlich und lässt sich mitnichten für alle dort ansässigen Bevölkerungsgruppen konstatieren.<sup>1</sup> Für die jüdische Bevölkerung war das Czernowitz um 1900 zugleich ihre Heimat und eine Ausnahmestadt gewesen, ein Mikrokosmos, in der Jüdinnen und Juden laut der Volkszählung von 1910 mit rund einem Drittel die größte Bevölkerungsgruppe bildeten (vgl. Kusdat 2008: 31), wenngleich diese keinesfalls homogen, sondern divers und entsprechend oft uneinig war. Auf diese Fragmentierung kann hier nicht weiter eingegangen werden, festzuhalten ist vielmehr, dass das jüdische das

<sup>1</sup> Eine Rückbesinnung auf bzw. ein Weiterleben Habsburg(s) „war – verkürzt gesagt – in den ersten Jahrzehnten nach dem Untergang konfliktreich, während es nach dem Zweiten Weltkrieg mehr und mehr nostalgisiert wurde.“ (Moos 2016: 9)

öffentliche Leben prägte: Es gab nach jüdischen Persönlichkeiten benannte Straßen und Plätze, zu Beginn des 20. Jahrhunderts amtierten zwei jüdische Bürgermeister, und ein Reiseführer von 1907/08 weist vorsorglich darauf hin, dass die meisten Geschäfte am Schabbat, also von Freitagabend bis Samstag, geschlossen sind (vgl. Mittelman 2002: 78). Den Rahmen für dieses jüdische Leben und das der anderen dort ansässigen Ethnien und Konfessionen bildete die Doppelmonarchie, versinnbildlicht im Doppeladler, der die ebenso schützenden wie trüben Schwingen über „seine Völker“<sup>2</sup> breitete: Sie „stiftete [...] einen politischen Konsens – ein österreichisch-ungarisches Vernunftgebot – unter den unterschiedlichen Volksgruppen [...], das es in der verbindenden Kraft so vorher nicht gegeben hatte und auch später nicht mehr geben würde.“ (Sparr 2020: 20) Dass die jüdische Bevölkerung, deren Mittel- und Oberschicht sich zudem der deutschen Sprache und Kultur stark verbunden fühlte, durch die Aufkündigung dieses habsburgischen „Vernunftgebots“ mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und die folgenden nationalstaatlichen Bestrebungen vergleichsweise am meisten zu verlieren hatte, hat die Geschichte auf grausamste Weise gezeigt. Und so ist es wenig erstaunlich, dass viele jüdische Österreicher\*innen die Habsburger Zeit *ex post* als einen Toleranzraum erinnerten, dessen Garant der seit 1848 regierende Kaiser gewesen war – so lässt es beispielsweise Joseph Roth in seinem Roman *Kapuzinergruft* (1938) den wiener-jüdischen Protagonisten Franz Ferdinand von Trotta über die letzten Tage des Kaiserreichs berichten:

Einsam und alt, fern und gleichsam erstarrt, dennoch uns allen nahe und allgegenwärtig im großen, bunten Reich lebte und regierte der alte Kaiser Franz Joseph. Vielleicht schliefen in den verborgenen Tiefen unserer Seelen jene Gewissheiten, die man Ahnungen nennt, die Gewissheit vor allem, dass der alte Kaiser starb, mit jedem Tage, den er länger lebten und mit ihm die Monarchie, nicht so sehr unser Vaterland wie unser Reich, etwas Größeres, Weiteres, Erhabeneres als nun ein Vaterland. (Roth 2011: 15)

Diesem „habsburgischen Mythos“, der in dem Roth-Zitat aufscheint, und seiner literarischen Rezeption und Entwicklung hat Claudio Magris 1963 eine grundlegende Untersuchung gewidmet, die dessen Ursprung in der Übertragung einer nostalgisierten und ironisierten Erinnerung an die berühmte „Welt von Gestern“ (Stefan Zweig) in die Literatur sieht – als „Prozess

<sup>2</sup> Mit dem Manifest „An meine Völker!“ ließ Kaiser Franz Joseph I. am 28.7.1914 über die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien informieren: Es wurde in elf Sprachen im gesamten Kaiserreich plakatiert. Die Anrede „An meine Völker!“ fand auch in anderen Proklamationen Verwendung.

einer phantastischen und poetischen Verwandlung der untergegangenen Donaumonarchie [...] nach der Apokalypse des Jahres 1918.“ (Magris 2000: 20) Das Gestern überlagerte für diese Schriftstellergeneration das Heute, wobei sowohl eine Fiktionalisierung der Vergangenheit im Sinne der Stilisierung eines *Felix Austria* als auch eines ironisierenden „Kakanien“<sup>3</sup> zu konstatieren ist:

Der habsburgische Mythos ist also nicht ein einfacher Prozess der Verwandlung des Realen, wie er jede dichterische Tätigkeit charakterisiert, sondern er bedeutet, dass eine historisch-gesellschaftliche Wirklichkeit vollständig durch eine fiktive, illusorische Realität ersetzt wird, dass eine konkrete Gesellschaft zu einer malerischen, sicheren und geordneten Märchenwelt verklärt wird. Es versteht sich, dass diese Mythisierung keine abstrakte Phantasie ist, daß sie also zuweilen durchaus einige reale Aspekte der habsburgischen Kultur zu erfassen vermag, und zwar mit besonderem Scharfsinn. (Magris 2000: 22)

Die Wirkmacht dieser Mythisierung, an der Schriftsteller wie eben Joseph Roth, Stefan Zweig, Robert Musil oder Franz Werfel entscheidend beteiligt waren, bildete ein kulturelles Gegengewicht zur politischen Entwicklung, sie kann vor dem Hintergrund eines lärmenden Nationalismus wohl auch als kulturpolitischer Zwischenruf verstanden werden, der den Vielvölkerstaat *ex post* zu einem integrativen Musterland überhöhte, dem „eine moderne europäische Kultur und [...] eine harmonische Überwindung der nationalen Gegensätze immanent war.“ (Magris 2000: 25) Dass viele dieser post-Habsburg-Chronisten jüdische Wurzeln haben, ist kaum ein Zufall, hatte sich doch die Mehrheit der Jüdinnen und Juden, wie Edward Timms in seiner Karl Kraus-Biographie feststellt, mit einem kosmopolitischen Habsburg identifiziert, das ihnen die Möglichkeit gab, als polyglotte Österreicher zu leben, „without feeling obliged to deny their Jewish origins.“ (Timms 2005: 33) Aus der Perspektive vieler (späterer) Exilantinnen und Exilanten markierte das Ende des Vielvölkerstaates bereits den (schleichenden) Beginn jener Schreckenszeit, die sie rund 15 Jahre später zwingen sollte, ihre Heimat fluchtartig zu verlassen. Und auch den Czernowitzer und Bukowiner Jüdinnen und Juden galt ‚Habsburg‘ bereits in der Zwischenkriegszeit als „goldenes

<sup>3</sup> Der Begriff „Kakanien“ geht (als Titel des achten Kapitels) auf Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ (ab 1930) zurück und bezieht sich auf die Abkürzungen „k.k.“ (kaiserlich-königlich) bzw. „k.u.k.“ (kaiserlich und königlich). Musils liebevoll-ironische Perspektive auf eine untergegangene Welt hat die Habsburg-Rezeption stark geprägt.

Zeitalter“ (Chalfen 1979: 13), das verknüpft war mit einer verklärten Erinnerungslandschaft, die Celan später zu dem berühmt gewordenen Satz von einer „Gegend, in der Menschen und Bücher lebten“ (Celan 2000b: 185), verdichtete. Darauf wird zurückzukommen sein.

### Ein „nachzugebärende[r] Ka(f)kanier“

Celans Verhältnis zu dieser nostalgischen Mythisierung blieb freilich ironisch-distanziert, er entwarf ein sehr viel subtileres Habsburg-Narrativ, darauf weist eine Briefstelle hin, in der er sich als: „nachzugebärenden Ka(f)kanier“ (Celan 2003: 712) bezeichnet.<sup>4</sup> Mit der Verbindung von Kafka und Kakanien schreibt sich Celan in eine böhmisch-habsburgische Literaturtradition ein, die eng mit dem Prager Schriftsteller verbunden ist, dessen Werk er zeitlebens sehr geschätzt hat:<sup>5</sup> „In seinen reiferen Jahren hat Celan Kafka als seine tägliche Lektüre bezeichnet.“ (Chalfen 1979: 68) Gleichzeitig verweist diese Formulierung auf seine Mutter-Sprache: Friederike „Fritzi“ Antschel geb. Schragar war während des Ersten Weltkriegs mit ihren Eltern zunächst nach Lubenz (Lubenec) und weiter ins nordböhmische Aussig an der Elbe (Ústí nad Labem)<sup>6</sup> geflohen (vgl. Chalfen 1979: 32), eine Zeit, die ihr Deutsch, das sie wenige Jahre später an ihren Sohn weitergeben sollte, wohl stark geprägt hat (vgl. Celan 2003: 712). Dass es sich hier nicht um eine ungebrochene Tradition handelt, wird durch das ungewöhnliche Adjektiv „nachzugebärender“, das hier anstatt des gängigen „nachgeborenen“ verwendet wird, deutlich. So scheint das Adjektiv zwar mit einem imperativischen Gestus an die Vergangenheit anzuschließen, aber gleichzeitig in eine unbestimmte, konjunktivische Zukunft zu verweisen und markiert damit jenes ‚Dazwischen‘, in das Celan tatsächlich geboren worden war.

<sup>4</sup> Das Zitat ist einem Brief vom 9.6.1962 von Celan an Klaus Wagenbach entnommen, der gesamte Satz lautet wie folgt: „Sie wissen: auch ich bin ‚böhmisch fixiert‘, mehrfach sogar, bei mir fings mit Lubenz und Aussig an der Elbe an, wo meine Mutter ein paar für mich nachzugebärenden Ka(f)kanier entscheidende Fluchtjahre verlebt hat. (Sie war einer jener ostjüdischen Flüchtlinge, von denen K’s Tagebuch ja einiges zu erzählen weiss.)“

In John Felstiners Celan-Biographie wird das Zitat sinnentstellend verwendet: „He called himself a ‚posthumously born *Kakanier*, someone native to the Kingly Kaiser’s Habsburg Empire [...]“ (Felstiner 2001: 6) Der Verweis auf Kafka wird hier ebenso unterschlagen wie die ironisch-komplexe Konnotation des ‚Kakanischen‘ (vgl. FN 3).

<sup>5</sup> Die Bedeutung Kafkas für Celans Werk ist bekannt, nicht zuletzt legt seine Bibliothek davon Zeugnis ab. Vgl. Liska 2007: 210-233.

<sup>6</sup> Kafka hatte 1913 von Aussig (Ústí) eine Ansichtskarte an Felice Bauer geschickt, der Ort ist also sowohl mit Kafka als auch mit Celans Mutter verbunden (vgl. Bildarchiv Klaus Wagenbach).

Die deutsche, habsburgisch konnotierte Sprache und Kultur wurde Celan zunächst über die Mutter und später über die besuchten Bildungseinrichtungen vermittelt: Sowohl der Kindergarten als auch die erste Grundschule waren deutschsprachig, dann besuchte er drei Jahre lang die hebräische Grundschule, um anschließend auf ein rumänisches Staatsgymnasium zu wechseln, das er wegen des dort herrschenden Antisemitismus vier Jahre später verließ; seine Matura legte er am (ehemaligen) ukrainischen Staatsgymnasium ab, das zahlreiche ukrainische und jüdische Schüler hatte und auch über Lehrkräfte verfügte, die noch im österreichischen und damit deutschsprachigen System ausgebildet worden waren (vgl. Chalfen 1976: 39-43; 56-58). Die Eltern Antschel haben also offensichtlich versucht, ihrem Sohn allen politischen Widrigkeiten zum Trotz eine humanistische und zugleich eine jüdische Ausbildung zu ermöglichen. Der größte Teil des Gymnasialunterrichts fand seit der Zugehörigkeit Czernowitz' zum rumänischen Königreich allerdings auf Rumänisch statt, sodass Celan diese Sprache sehr geläufig war, ebenso wie Französisch, später sollten noch Englisch und Russisch dazukommen; Latein und Griechisch gehörten ohnehin zum Curriculum.

Die deutsche Sprache (und Literatur) hob sich von den anderen Sprachen ab, weil sie mit der Mutter verbunden war, sie blieb die zentrale Bezugsperson seiner Kinder- und Jugendzeit: „Es war [...] allen Freunden und Freundinnen Pauls auch klar, daß er seine Mutter anbetete. Bei der Überwindung der Pubertätskrise hatte er aus seiner frühkindlichen Liebe zu ihr eine intensive Mutterbindung entwickelt, in der sein ganzes Gefühlsleben aufging.“ (Chalfen 1979: 61) Wie im Zusammenhang mit der Selbstbezeichnung als „nachzugebärenden Ka(f)kanier“ erläutert, war es Friderike Antschel, die ihren Sohn mit „Kakanien“ in Beziehung setzte und seine literarische Neugier weckte, hatte sie doch ihre unzureichende Schulbildung über die Literatur kompensiert:

Doch was Fritzi nicht in der Schule lernte, das las sie sich an. Sie zeigte frühzeitig einen Hang zur Lektüre und verbrachte jeden Augenblick bei ihren Büchern. Besonders gern las sie die deutschen Klassiker, und in späteren Jahren wetteiferte sie mit ihrem Sohn Paul im Zitieren ihrer geliebten Autoren. (Chalfen 1979: 31)

Diese durch die Mutter vermittelte deutsche Alltags- und Literatursprache war auch die Sprache von Celans sozialem Umfeld; insbesondere in den Czernowitzer jüdischen Familien wurde nach wie vor deutsch gesprochen. Zudem teilte er seine literarischen Interessen mit vielen Freundinnen und Freunden, so entstand ein Lesekreis, in dem – wohl von ihm initiiert –

hauptsächlich Rilke, später aber auch Hölderlin und Trakl sowie Theaterstücke mit verteilten Rollen gelesen wurden<sup>7</sup> (vgl. Chalfen 1979: 68-70). Erste eigene Gedichte entstanden ebenfalls in diesem Zeitraum Mitte der 1930er Jahre (vgl. Felstiner 2001: 10). Als 1938 die Wahl eines Studienfaches und -orts anstand, hätte Wien im kulturellen Sinne nahe gelegen, doch der sogenannte Anschluss an das nationalsozialistische Deutschland machte das unmöglich. Die Wahl fiel deshalb auf Frankreich, weil Celan Medizin studieren sollte und auch rumänische Universitäten jüdische Studierende von diesem Fach bereits ausgeschlossen hatten. Ein Studienjahr verbrachte Celan in Tours, besuchte in diesem Zusammenhang erstmalig Paris, erweiterte nicht zuletzt seinen literarischen Horizont und kehrte im Sommer 1939 nach Czernowitz zurück – nicht vorübergehend wie ursprünglich gedacht. Denn der nationalsozialistische Zivilisationsbruch machte (nicht nur) seine Hoffnungen und Pläne zunichte, seine Eltern wurden in transnistrische Lager verschleppt und ermordet, er selbst entging der Deportation nur durch Zufall. Als er sich 1944, nach Jahren der Zwangsarbeit, als Waise in Czernowitz wiederfand, wurde aus Celan ein Dichter ohne Land, in dessen Werk sich auch ein Versuch, ein Prozess der Selbstverortung widerspiegelt.

### **Mutter-Sprache: *Lingua Austriaca***

Zunächst führte ihn sein Weg über Bukarest nach Wien, und dieses Jahr 1947/48 ist zentral für das hier untersuchte Thema: „Das Erreichbare, fern genug, das zu Erreichende hieß Wien“ (Celan 2000b: 185), kommentiert Celan 1958 in seiner Bremer Rede. Und sein ambivalentes Verhältnis zu Wien spricht bereits aus diesem kurzen Satz. Freilich suggerierte die „altösterreichische“ Tradition zunächst Vertrautes: „People living in those outposts of the Austro-Hungarian Empire saw Vienna as their spiritual home.“ (Felstiner 2001: 50-51) Und diese scheinbare Vertrautheit legt Rückschlüsse auf die Begegnung mit Ingeborg Bachmann nahe, bildeten diese heimatlichen Reminiszenzen doch – bei allem Trennenden – eine gemeinsame Basis, eine gemeinsame „Bezugsgröße“ (Böttiger 2019:29) für die beiden Dichter\*innen. Und damit sind in erster Linie Sprache und Literatur gemeint, aber beispielsweise auch die Kaffeehauskultur oder die Küche, von deren Spezialitäten wie Mohnbuchteln oder Tafelspitz mit Kren eine Kindheitsfreundin Celans zu berichten weiß (vgl. Sparr 2020: 31-32). Und die Herkunft sowohl Celans als

<sup>7</sup> Chalfen führt noch zahlreiche weitere (nicht nur deutschsprachige) Dichter und Schriftsteller an, die prägend für Celans Jugend waren: Mörike, Novalis, Hölderlin, Fontane, Jean Paul, Thomas Mann sowie Villon, Rimbaud, Verlaine, Proust, Rolland, Céline und schließlich James Joyce und Shakespeare (Chalfen 1979: 99-100).

auch Bachmanns aus einer mehr oder weniger peripheren Grenzregion des ehemaligen Vielvölkerstaates, der Bukowina und Kärnten, in denen jeweils slawische, romanische und germanische Sprachen zusammenfließen, war für beide prägend. So waren also Bachmann – und in gewisser Weise auch Wien als ehemaliges Zentrum der untergegangenen Monarchie – für Celan unbekannte Bekannte: vertraut, verbunden durch ein gemeinsames kulturelles Zeichensystem. Aber gleichzeitig getrennt, verfremdet durch die NS-Zeit und ihre Verdrängung bzw. Nichtaufarbeitung in der Nachkriegszeit wurden die Geliebte und die Stadt von ihm auch als Täuschungen, Vexierbilder wahrgenommen. Es war ein „Dilemma der gleichzeitigen Nähe und Fremdheit alles Deutschen“, das sich in Wien „nicht auflösen [ließ]“ (Emmerich 2020: 64). In einem Brief vom 7. Juli 1951 an Ingeborg Bachmann bricht dieses Empfinden Celans deutlich hervor: „Ich habe das Gefühl [...], daß man in Wien nur in den allerseltensten Fällen auch wirklich das ist, was man zu repräsentieren vorgibt. [...] Diese Feststellung, Du kannst es mir glauben, macht mich ebenso bitter wie Dich, denn ich hänge an Wien, trotz allem.“ (Bachmann/Celan 2009: 27) Dass „diese Stadt ihn nicht gut aufgenommen und ihn sehr enttäuscht habe“ (Eisenreich 2011: 145) berichtete er später einer Freundin – und nichts in seinem weiteren Leben weist darauf hin, dass er dorthin habe zurückkehren wollen, obwohl ihm „das alltägliche Sprachbad im gesprochenen Wort fehlte“ (Eisenreich 2011: 45).

Vor diesem Hintergrund ist Celans Weiterführung des Satzes von der dem „Erreichbaren, dem zu Erreichenden“ aus der Bremer Rede zu sehen. Er fährt fort: „Sie wissen, wie es dann durch Jahre auch um diese Erreichbarkeit bestellt war. Erreichbar, nah und unverloren blieb inmitten der Verluste dies eine: die Sprache.“ (Celan 2000b: 185) Die deutsche Sprache war ihm geblieben, aber sie in ihrem zeitgeschichtlichen Kontext zu ertragen und gleichzeitig in eine erinnernde, gedenkende Dichtung zu überführen, blieb für Celan zeitlebens eine, wenn nicht die zentrale Herausforderung. Zudem war das Deutsche eben eng mit der Erinnerung an die im transnistrischen Lager umgekommene Mutter verbunden. Sein Gedicht *Nähe der Gräber* aus dem Frühwerk, das diesen schmerzvollen Erinnerungen gewidmet ist, lässt er mit dem folgenden Zweizeiler schließen: „Und duldest du, Mutter, wie einst, ach, daheim, / den leisen, den deutschen, den schmerzlichen Reim?“ (Celan 2000d: 136) Denn Celans Mutter-Sprache im wörtlichen Sinne war das Deutsche, und Friderike Antschels Tod hatte ihn dieser Sprache und ihrer Funktion als Erinnerungsraum zusätzlich verpflichtet. Daraus gab es kein Entkommen, so stellte er selbst apodiktisch fest, nicht an „Zweisprachigkeit in der Dichtung“ zu glauben und konstatierte: „Dichtung – das ist das schicksalhaft Einmalige der

Sprache“ (Celan 2000a: 175). Damit sah er sich selbst schicksalhaft gebunden an ein zweischneidiges, vielleicht doppelzüngiges habsburgisches Erbe. Wie ambivalent und fragil diese Sprachbindung war, lässt sich zudem an Celans Liebesbeziehungen nachvollziehen – in erster Linie zu Ingeborg Bachmann, aber auch zu seiner langjährigen Geliebten, der in Paris lebenden (nichtjüdischen) Österreicherin Brigitta Eisenreich. Letztere „hatte unverkennbar die Rolle der ‚Fremden‘ angenommen, die einstmals Ingeborg Bachmann zugedacht war. [...] sie teilte mit Celan seine Muttersprache. Brigitta Eisenreich tat das in jenem österreichischen Idiom, das er mit dem Habsburgerreich und seiner eigenen Herkunft verknüpfen konnte“ (Böttiger 2019: 167-168). Dass die Trennung von Ingeborg Bachmann eine Leerstelle hinterlassen hatte, die Gisèle Lestrange, die französische Ehefrau Celans, nicht füllen konnte, hängt eben mit Herkunft und Sprache zusammen, letztere war sein wunder Punkt, sie fehlte ihm in Paris, gleichzeitig aber hätte er in Österreich oder gar Deutschland nicht leben können. Seine Sprachlandschaften gab es nicht mehr, sie waren, wie er im *Meridian*, also seiner Rede anlässlich der Verleihung des Büchner-Preises 1960, feststellt, nunmehr Orte auf einer „Kinder-Landkarte“ (Celan 2000c: 202). Und so hielt er die Verbindung zu Mutterland und Muttersprache wohl über seine Frauenbeziehungen aufrecht. Rückblickend überlegt Brigitta Eisenreich, welche Erinnerungen Celan mit ihr geteilt hat, gesprochen hat er mit ihr wohl nur bruchstückhaft: „Von der starken Bindung an seine Mutter? Von ihrer Sprache, die sich dem Prager Deutsch anlehnte, der eigentlichen *lingua austriaca*, wie sie auch mir geläufig war? Von ihrer Liebe zur Poesie?“ (Eisenreich 2011: 44) Und ihr ist klar: „Zu mir kam er [Celan] wohl auch, und vielleicht sogar in erster Linie, um für dieses Fehlende einen Ersatz zu finden.“ (Eisenreich 2011: 45; vgl. Böttiger 2019: 167-168) Das Einende war in diesem konkreten sprachlich-literarischen Kontext stärker als das Trennende, und so weist Eisenreich noch einmal explizit darauf hin, wie eng sie verbunden waren über die kulturelle Prägung, „sei es die Verankerung von Joseph Roth im alten Österreich-Ungarn [...], sei es das ‚Halb-Asien‘ von Karl Emil Franzos<sup>8</sup> – der, im *Meridian* gewürdigt, Celan als wiedergefundener Landsmann galt“ (Eisenreich 2011: 143). In diesen Beziehungen tradierte und erneuerte Celan seine Bindung an die habsburgischen Sprach- und Kulturlandschaften und entwarf auf diese Weise einen mütterlich konnotierten Erinnerungsraum.

Daran anschließend waren und blieben die Habsburger Sprachen für Celan Teil seiner kulturellen Zugehörigkeit. Zwar war die Sprache seiner Dichtung, abgesehen von einem kurzen ‚Ausflug‘ ins Rumänische während seiner

<sup>8</sup> Eisenreich hatte Celan ihre „Halb-Asien“-Ausgabe geliehen und berichtet von seinen Anstreichungen in Vorbereitung auf die *Meridian*-Rede (vgl. Eisenreich 2011: 144).

Bukarester Jahre, das Deutsche. Doch eine Vielzahl von Übersetzungsarbeiten legt Zeugnis ab von der engen Bindung an europäische Literaturen und einzelne Dichter und verweist auf Celans grenzenloses, transgressives Schreiben und Denken, das – wie nicht zuletzt der *Meridian* gezeigt hat – auch ein Schreiben gegen die kleinteilige, nationalstaatliche Weltordnung seiner Zeit war. In den Übersetzungen, die gleichzeitig Annäherung und Verständigung beinhalten, spiegelt sich Celans Schicksal: „What is more, translating was akin to crossing borders, his own plight. Translate, transmigrate – seeking likeness within strangeness, sustaining identity.“ (Felstiner 2001: 43)

### **Chassidische Genealogien**

Eine andere, ganz konkrete ‚habsburgische Spur‘, eine unmittelbare biographische Selbstlokalisierung, findet sich ebenfalls in der Bremer Rede. Darin, noch vor seinen Anmerkungen zu Wien, führt sich Celan als aus einer unbekanntem Landschaft, einer „nun der Geschichtslosigkeit anheimgefallenen Provinz der Habsburgermonarchie“ (Celan 2000b: 185) Kommender ein. Dabei verweist er auf die Chassidim und auf Martin Buber, den jüdisch-österreichisch-deutschen Chronisten der chassidischen Geschichten und stellt diese jüdische Erzähltradition implizit in einen habsburgischen Kontext – und das im doppelten Sinne: Sowohl die chassidische Lebenswelt als auch Martin Bubers – kulturzionistisch inspirierte – Sammlung ihrer Legenden waren nur im Rahmen des Vielvölkerstaates denkbar. Denn 1906, als mit *Die Geschichten des Rabbi Nachmann* die erste von Buber übersetzte Ausgabe der chassidischen Erzählungen erschien, ging es darum, diese ebenso lebendige wie traditionsverhaftete jüdische Strömung für das bürgerliche deutschsprachige Judentum fruchtbar zu machen. Sie sollten Inspiration sein für die akkulturierten Stadtbewohner\*innen, ihr jüdisches Selbstverständnis wiederbeleben. Es ist kein Zufall, dass die kulturzionistische Bewegung aus einer Verschränkung von Peripherie (Bukowina und Galizien) und Zentrum (Wien) des Habsburgerreiches hervorging. Und dieser Umstand war Celan selbstverständlich bewusst. So ist die Herkunftsangabe „Paul Celan aus Czernowitz bei Sadagora“ in bzw. über dem vielschichtigen Gedicht *Eine Gauner- und Ganovenweise* (1963) auch ein Verweis auf seine (einmal mehr) mütterliche Familiengeschichte: Die Kleinstadt Sadagora war der Geburtsort seiner Mutter und ein bedeutendes Zentrum des Chassidismus. Die einst entlegene und heute ausgelöschte Provinz war also habsburgische Peripherie und jüdisches Zentrum zugleich – im Spannungsfeld dieser Dichotomie bewegte sich das facettenreiche und einzigartige jüdische Leben des Vielvölkerstaates.

## Schluss

In diesem Sinne blieb das kulturelle Gefüge der habsburgischen Welt für Celan – obwohl nach dem Zerfall des Vielvölkerstaates geboren – zugehörigkeitsstiftend. „Kakanien“ wurde von ihm als integratives Gebilde und damit als Gegenbild zu nationalistischen und faschistischen Tendenzen begriffen, dessen multilinguale, transkulturelle und interkonfessionelle Elemente er aufnahm und subkutan für seine Dichtung fruchtbar machte. Nur auf diese Weise war es Celan überhaupt möglich, die deutsche Sprache als „das Schicksalhaft Einmalige“ zu tragen, zu ertragen.

## Literatur:

- BACHMANN, Ingeborg, CELAN, Paul, 2008: *Herzzeit: Ingeborg Bachmann – Paul Celan, der Briefwechsel*, Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- BÖTTIGER, Helmut, 2019: *Wir sagen uns Dunkles: Die Liebesgeschichte zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan*, München, Pantheon.
- CELAN, Paul, 2000a: *Antwort auf eine Umfrage der Librairie Flinker, Paris [1961]*, in Beda Allemann, Stefan Reichert (Hg.), *Gesammelte Werke in sieben Bänden, Bd. 3*, Frankfurt a.M., Suhrkamp, S. 175.
- CELAN, Paul, 2000b: *Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen*, in Beda Allemann und Stefan Reichert (Hg.), *Gesammelte Werke in sieben Bänden, Bd. 3*, Frankfurt a.M., Suhrkamp, S. 185-186.
- CELAN, Paul, 2000c: *Der Meridian. Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises, Darmstadt, am 22. Oktober 1969*, in Beda Allemann und Stefan Reichert (Hg.), *Gesammelte Werke in sieben Bänden, Bd. 3*, Frankfurt a.M., Suhrkamp, S. 187-202.
- CELAN, Paul 2000d: *Nähe der Gräber*, in ders., *Gesammelte Werke in sieben Bänden*, hg. v. Barbara Wiedemann, *Bd. 6*, Frankfurt a.M., Suhrkamp, S. 136.
- CELAN, Paul, 2003: *Die Gedichte: Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band*, hg. u. komm. v. Barbara Wiedemann, Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- CHALFEN, Israel, 1979: *Paul Celan: Eine Biographie seiner Jugend*, Frankfurt a.M., Insel.
- EISENREICH, Brigitta, 2011: *Celans Kreidestern: Ein Bericht*, unter Mitwirkung von Bertrand Badiou, Berlin, Suhrkamp.
- EMMERICH, Wolfgang, 2020: *Nahe Fremde: Paul Celan und die Deutschen*, Göttingen, Wallstein.
- FELSTINER, John, 2001: *Paul Celan: Poet, Survivor, Jew*, New Haven/London, Nota Bene.
- KUSDAT, Helmut, 2008: *Habsburgs Osterweiterung – das österreichische Czernowitz*, in Deutsches Kulturforum östliches Europa (Hg.), *Mythos Czernowitz: Eine Stadt im Spiegel ihrer Nationalitäten*, Potsdam, Potsdamer Bibliothek, S. 14-47.
- LISKA, Vivian, 2007: *Ein Meridian wider die Zeit: Von Celan zu Kafka*, in Dieter Lamping und Manfred Engel (Hg.): *Franz Kafka und die Weltliteratur*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, S. 210-233.

- MAGRIS, Claudio, 2000: *Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur*, übersetzt aus dem Italienischen von Madeleine von Pásztor, Wien, Zsolnay.
- MITTELMANN, Hermann, 2002 [1907/1908]: *Illustrierter Führer durch die Bukowina*, Neuaufl. hg. v. Helmut Kusdat, Wien, Mandelbaum.
- MOOS, Carlo, 2016: *Habsburg Post Mortem: Betrachtungen zum Weiterleben der Habsburgermonarchie*, Wien/Köln/Weimar, Böhrler.
- ROTH, Joseph, 2011: *Kapuzinergruft*, Köln, Anaconda.
- SPARR, Thomas, 2020: *Todesfuge: Biographie eines Gedichts*, München, DVA.
- TIMMS, Edward, 2005: *Karl Kraus: Apocalyptic Satirist: The Post-War Crises and the Rise of the Swastika*, New Haven/London, Yale University Press.

Postkarte „Das Elbtal bei Aussig“ von Franz Kafka an Felice Bauer vom 22.4.2013, im Bildarchiv Klaus Wagenbach, online: <https://www.kafka-bilder.de/deutsch/archiv/4-ausserhalb-prags/27-dienstreisen/790-das-elbtal-bei-aussig.html?start=2> [Stand: 24.3.2021].